

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Nikolaus von der Flüe (1417-1487)
Autor: Federer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

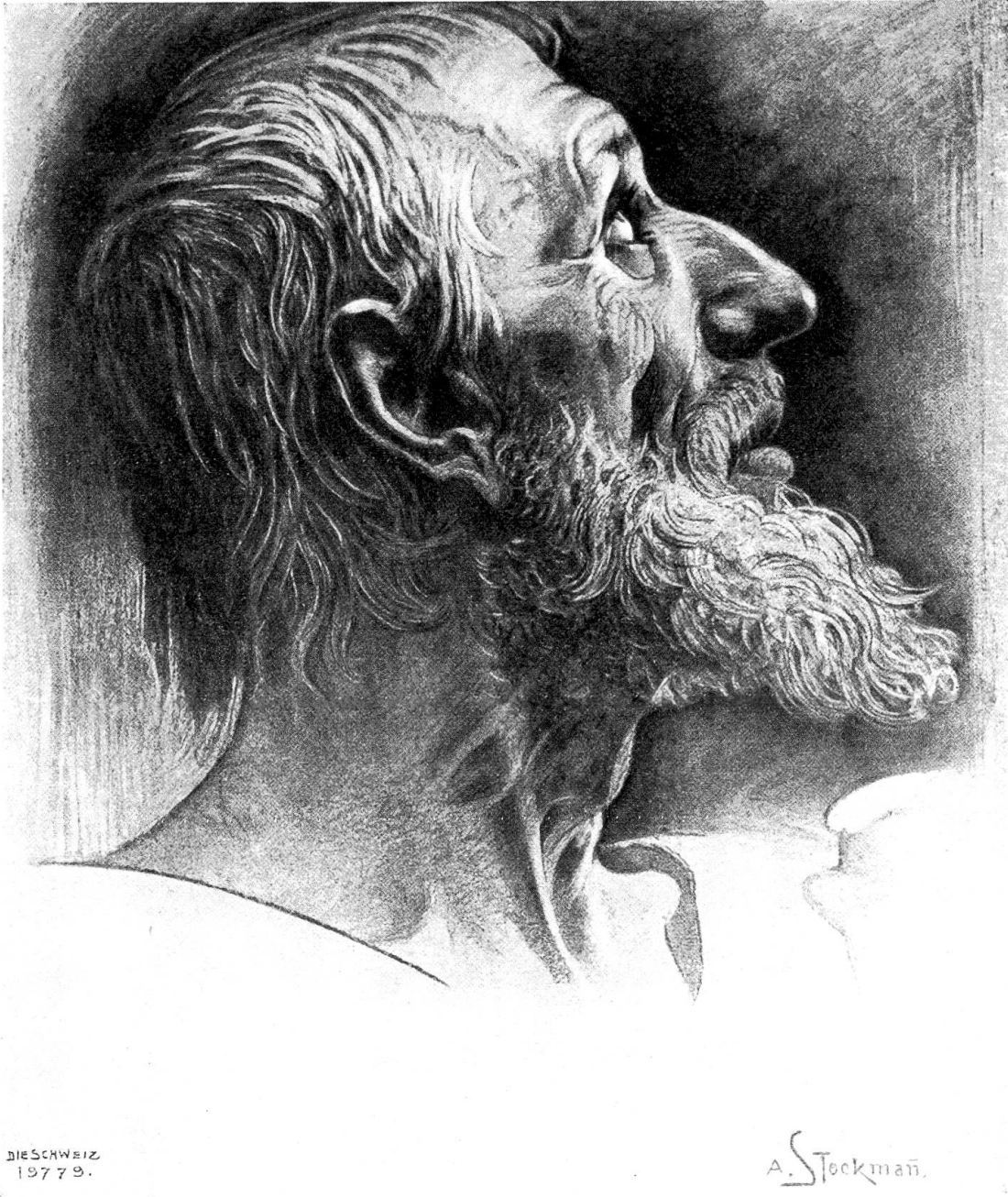
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Anton Stoßmann, Sarnen.

Nikolaus von der Flüe.
Zeichnung.

Nikolaus von der Flüe (1417–1487).

Gedanken und Studien zum 21. März 1917. Von Heinrich Federer, Zürich.

Mit drei Abbildungen*).

Nachdruck verboten.

Obwalden.

Obwalden erscheint geographisch genommen als eines der einfachsten Ländchen im Schweizerland. Vom Alpnachersee geht es zwischen zwei Bergseiten am Flußgelände der Aa zum Sarnersee hinauf. Hinter diesem von leiser Schönheit und Freude beseelten Wasser klettert der Kanton die Terrasse des Kaiserstuhls empor, atmet noch einmal auf dem Lungerer Boden ordentlich auf, schöpft auch eine Handvoll schwarzgrünen Alpensee und endet dann an der zweiten Terrasse, dem Brünig, ziemlich ruhmlos. Denn das ist nicht einmal ein Berg oder Hochpaß, sondern nur ein Hügelsattel zwischen dem Berner Oberland und Unterwalden.

Auch die Berge rechts und links beim Landaufpilgern — der Pilatus ausgenommen, der bereits wie eine dunkle Warnung am Eingang steht — sind kaum Zweitausender, richtige Voralpen. Von den Dörfern an der Straße steigen sie in saftigen Obsthalden zum Tannenwald empor. Sowie aber dem Nadelholz der Atem ausgeht, setzt sich kräftige Alpweide bis unter die Gräte fort. Es sind wunderbar stille, gute, freundliche Berge. Sie zeigen ein fast menschliches Gesicht. Die westlichen haben eher Hügelscharakter. Die östlichen wachsen freilich schroffer auf. Man merkt, daß hinter ihnen das Land der Gletscher liegt.

Eine harte Unregelmäßigkeit gibt es aber in dieser melodischen Welt doch. Links den Wassern entgegen tut sich hoch oben am Bergwald der enge Riß eines Seitentales auf. Aus seinem Hintergrund dräut die graue, wilde Felsenhoheit des Geißberges gen Himmel und wirft einen ersten heroischen Schatten in die Harmonie des Haupttales hinaus. Und diesem Schatten nach nagt und frißt sich gleichzeitig die Melchaa in tiefen Kesseln aus dem Hochtälichen in die Seeflur hinaus. Damit kommt bereits etwas Tragisches ins scheinbar so lyrische Idyll.

Aber davon merkt man in den schönen, eigenmächtigen Dörfern nichts. Drei von ihnen liegen am See. Von ihren Fenstern

sieht man zwischen Juni und Juli gegen Abend über die Flühen ein stilles, tiefrotes Brennen gehen, nicht das Abendrot, noch ein rosafarbener Traum: nein, das kommt von den Alpenrosen. Und beim völligen Eindunkeln unten am eingeschlafenen See kann man bei stiller Luft von den obersten Alpen her ganz deutlich den Betruf der Aelpler vernehmen. Er tönt wie aus den Wolken, mit psalmenhafter Gewalt und Eintönigkeit, sodaß einem beim erstmaligen Hören ein Schauer über den Rücken fährt. Wenn das letzte Lobio des uralten Liedes verhallt, dann ist es, als gingen alle Türen der Welt zu und schliefen Adam und Eva ein.

Aber an den gleichen Dorffenster, wenn es tagüber geregnet hat, kann man zufällig beim Erwachen und dumpfen Zimmeratems eine Scheibe öffnen und in eine Nacht von so mohrenschwarzem Gesicht, aber von so großen Augensternen schauen, daß man vor Entzücken aufschreien möchte, wäre es nicht eine so totenstille Herrlichkeit und ziemte sich das überhaupt in Obwalden. Der Schatten schweigt, das Licht schweigt, und jede Obwaldnerlippe schweigt erst recht. Nur irgendwo aus der Finsternis der Berge herab hört man das Alpenwasser zum See nieder laufen. Laut, aber nicht störend, wie in einem Hofe das Springquellgeplätscher, klingen diese Bäche durch die Nacht.

Also im ganzen doch ein Land des Friedens, der seelischen Ausgeglichenheit? Darf ich ja sagen?

Höre: Wenn man auf einen obwaldnerischen Grat steigt, so schwimmt der Blick nordwärts freilich durch eine schmale Luke in die blaue, berglose Ebene hinaus, und es blüht ein Zauber von Fremde und Glanz und Wohlleben bis zu dir herauf. Allein, das ist nur eine Türspalte. Im Osten und den Rücken herauf stehen überall die gewaltigen Schneemänner Uri und Berns hinter dir und drohen eisig:

*) Weitere Abbildungen zur Feier des 500. Geburtstages des Obwaldner Landesvaters finden unsere Leser in der „Illustrierten Rundschau“, N. d. N.

Keine Dummheiten, ducke dich oder ... Hilft das zur Ausgeglichenheit? Nicht viel eher zur Enthaltbarkeit?

Noch mehr, die eigenen Wasser, die nachts so fromm musizieren, können auch ein Fortissimo und Furioso spielen. Wer kennt diese Obwaldnerschlingel nicht, die in einer halben Gewitterstunde aus einem Faden für Kinderdurst zu einer Ueberschwemmungsflut für ein ganzes Land anwachsen und grau und dick und Donner und Glockengeläute übertönend den Berg heruntertosen, daß die Brücken von ihrem Atem schon aus den Quadern fliegen, die Bäume aus den Wurzeln springen, die Häuser wie Karten zusammenfallen und das grünste Leben im Nu versteinert? Fraget die Lungerer und Alpnacher und Sachfler, was das für Nächte sind, da Greis und Kind wie auf einer von der Sintflut umbrausten Insel mit den Schaufeln wehren und graben und einen Hagel oder eine Feuersbrunst dagegen wie ein Späßlein nähmen! Und glaubt ihr noch nicht, so fraget den Vater Bund oben in Bern, wie oft und wie tief er in seinen goldenen Hosensack langen mußte wegen so eines kleinen, harmlosen Obwaldnerbächleins!

Sieht das nach Ausgeglichenheit aus? Muß es nicht vielmehr die Leute vorsichtig, klug, schlau machen?

Und die bösen Stiere und die Lawinen über den Ränften und das Wildheuen und das herkulische Holzen und Flöchnen? Nichts davon! Aber das Melchtal! Ich habe es eine Ausnahme, seinen Geißberg einen Tragöden genannt. Doch das ist nicht alles. Schreckhaft berührt, wie die Melchaa noch so jung plötzlich in der Erde verschwindet, der ganze Fluß von einem schwarzen Loch aufgeschluckt. Und schreckhaft ist auch die Kefelenfluh mit ihren unbarmherzigen, riesigen Felswänden von vielen hundert Metern. Aber am grausamsten dünkt mich doch eben jene Melchaa wieder, wenn sie endlich vom Hochtal zwischen den Knieen der Kernser- und Sachflerberge ins Gelände hinunter will. Es geht nicht anders als durch einen engen, höllentiefen Schlund. Und das Furchtbare ist das: Du spazierst über eine Bergwiese, siehst ein paar Buchen vor dir und wieder Wiese. Du willst flink durch-

springen, siehst nichts, merkst nichts, hui, da weicht der Boden, etwas Finsteres gähnt auf — gerade konntest du dich noch an einem Stamme halten — und aus einer fernen, unsichtbaren Tiefe hörst du schwer und gepeinigt die Melchaa schreien. Die Spalte ist so schmal und tief, das Bord so überhangend, daß du gottlob den Stöhnenden in seiner Hölle nicht erblickst. An einer einzigen Stelle, wo man eine Brücke über den Abgrund spannte, kann man jetzt mit vom Schwindel gestäubtem Haar und mit der Wollust des Grauens das schnee-weiße Todesringen des Wassers durch die Holzluken betrachten. Aber reißt dir die Zugluft den Hut vom Kopfe, dann fährst du entsetzt zurück und wagst ihm nicht nachzublicken, so nervenzerrüttend ist nur schon der Gedanke, daß dem Hute der Mensch folgen könnte.

Und so trägt es, Obwalden als ein Land der reinen Sanftmut und aufgelösten Harmonie zu besingen. Es hat zwei Gesichter, das ruhige, besonnene, stillfrohe Tal- und Dorfgesicht, das der Fremdling meist allein sieht und wornach er urteilt, und das Melchaaesicht, das temperamentvolle, dramatische, tragische, das man nicht jedem auf der Straße feilbietet, sondern im Schatten des Filzhutes und in einer steifen, bäuerlichen Starrheit vor den andern und sogar vor sich selbst versteckt.

Der Obwaldner.

Wie die Erde, so in vielem ihre Menschen.

Auch der Obwaldner erscheint uns zuerst viel einfacher, als er ist. Aber auch bei ihm sind offenes, frohes Tal mit tiefer Melchaaeschlucht verbunden. Er besitzt eine heitere und gemächliche Ueberlegtheit und eine ruckweise, energische, trozige Kraft. Hinter seiner Langsamkeit steckt viel Angriffslust, hinter seinem Zurückhalten viel Leidenschaft. Aus der nüchternsten Geschäftigkeit zucken oft Phantasien und Grübeleien und allerlei Originalität hervor, die man da nie vermutet hätte. Aber dieses scheinbar Widerstrebende bemerkt man kaum, man sieht nur die Mischung, eine Art maßvoller, gebändigter Alltäglichkeit, nichts Auffälliges nach rechts oder links, ein geschicktes, bäuerliches Gehaben in der stillen Mitte.



Pfarrer am Grund begibt sich zu Nikolaus von der Flüe im Ranft.

Zeitgenössische Darstellung aus der Schweizer-Chronik Diebold Schilling's des Luzerner's (ca. 1460- gegen 1520).

Sie und da klappt diese Harmonie auseinander in einem erregten politischen Moment, bei einem wichtigen religiösen Interesse, und die Melchaa tobt aus den Gründen. Aber bald schließt sich das Tobel wieder, und es herrscht die frühere Gleichmäßigkeit.

Ich habe oft studiert, durch welche Naturanlage der Obwaldner eine so gesetzte und beruhigte Art erreicht, und immer wieder bin ich zum gleichen Schluß gekommen: durch angeborene, fast an Schlaueheit grenzende Klugheit und durch eine gewisse Askese des Willens. Jene Klugheit erwägt das Zuviel und Zuwenig, langsam, zögernd, aber gründlich; diese Askese bröckelt dann vom einen so viel ab und kläubelt dem andern so viel zu, daß man fast unfehlbar im Durchschnitt bleibt. In einem eigenwilligen, in seiner Art stolzen und wohl respektierten Durchschnitt! Auf die Art werden freilich keine

neuen Welten entdeckt, aber auch keine alten verdorben.

In Dr. Simon Ettlins gehaltvollem Schweizerbuch mußten wir Buben auf der obwaldnerischen Schulbank lernen: daß die Halbbrüder unter dem Kernwald, die Nidwaldner, uns gegenüber viel sanguinischeres Blut hätten. Was hieß das? Wohl lebhaftern Geist, beweglichere Gefühle, reizbarere Nerven, schnellere Stimmungen. Sie waren eben nie so eingeriegelt wie Obwalden, sondern, immer schon ein halbes Küstenvolk, lagen sie hier und dort am Vierwaldstättersee wie an der Schwelle ins offene Land. Die Schwyzer zwischen ihren drei Seen sind noch behender, erregbarer und stimmungsträftiger als die Nidwaldner. Das ist vielleicht der Segen und Fluch der Seeluft. Diese beiden Völklein haben denn ja auch allein Anno 1798 mit heiligem Fanatismus gegen das Unmögliche gefochten, während

Obwalden das Herz verhielt und mit dem Verstande nachgab.

Wo aber ein Krieg nicht geradezu ausichtslos und unvernünftig schien, da hat Obwalden ruhiger und doch oft rascher zugefagt und so kühn mitgemacht wie Nidwalden. Man sieht das Obwaldnerfählein mit Uri, mit dem es überhaupt gut zusammengeht, ohne Nidwalden nach Belenz auf Eroberung ausziehen und beinahe am längsten im Lombardischen Kleben. Die Nidwaldner sind interessanter und haben wegen des sanguinischen Einschlages auch genialere Mäuren. Ein Obwaldner wäre jedenfalls des Winkelriedopfers, aber vielleicht doch nicht des Winkelriedeinfalls fähig gewesen. In der Obwaldner Kultur trifft man auch nicht so warmen Sinn für Kunst, Literatur, Musik an. Die Urtsch und von Deschwanden sind Nidwaldner. Es ist, als ob das heimliche Doppelwesen der Obwaldner, das bewußt oder unbewußt eine stete Disziplin auferlegt, solche Ausdrücke oder Ausbrüche der Persönlichkeit erschwere. Dafür ist die Volksame gleichmäßiger, ihr historisches Leben geordneter. Gegensätze oder doch ein Zweierlei von Charakter verbinden kostet eben Zeit und Arbeit und verhindert viele schöne Extratouren des Geistes. Askese und Pfiifigkeit sind übrigens auch hübsches Kultureigentum.

Der Obwaldner weiß zur rechten Zeit zu sagen: Genug! Auch wenn er noch möchte. Der Nidwaldner würde noch eine Stunde zugeben. Mit dem Entlebuch über den Sarner- und Giswileralpen hat Obwalden jahrhundertlang geliebäugelt. Aber zu einer Verbindung mit diesem scharfen und draufgängerischen Käservolk kam es doch wohl nur wegen der obwaldnerischen Vorsicht und Askese nicht. Es war nie Zeit, das Risiko gegen Luzern immer zu groß. Geradezu erkältend berührt, wie man den Peter Amstalden am Schafott abschüttelt. Es klingt auch ganz charaktergemäß, und wenn es nur Sage ist, daß die Obwaldner 1308 mit Körben voll Neujahrsgechenken den Landenberg bezwungen haben. Auf der Schwanau und dem Roßberg ging es schon frecher zu. Aber wie die Sarner es praktizierten — unten im Korb waren ja auch Waffen — geschah es doch am gründlichsten. Man

denke, der Bogt auf den Knieen Urfehde schwörend! Der Geßler wird erschossen, der Wolfenschießer mit der Art erschlagen, aber der Landenberg höflich zum Land hinaus spediert. Wenigstens ein paar Ohrfeigen — das hätte auch dem Obwaldnergrimm wohlgetan. Aber die Selbstbeherrschung und politische Pfiifigkeit ist größer als alle Nachgier. Also mit ungeschändeten Backen, aber mit glatter Würdelosigkeit und total gebrochener Existenz nimmt der Landenberg den Finkenstrich durch die ganze Ewigkeit der Geschichte.

Alle Kantone haben ihre Hauszwiste, auch Obwalden. Aber mir ist nicht bekannt, daß hier ein Geschlechterstreit zu Justizmorden führte wie im Appenzell oder in Zug. Volk und Herren hieben etwa über die Schnur. Ich kannte noch Männer, die jenem Aprilsonntag beiwohnten, wo der Landsgemeindering die Regierung und ihr Herrenzelt den Hügel hinunterschickte. Aber bald nachher war man doch wieder beim Tedeum gemeinsam in der Dorftapelle.

Unter seiner beherrschten Miene scheint der Obwaldner nie ganz aus dem Kampf herauszukommen, weder zum vollen Frieden, noch zum offenen Unfrieden, so recht das Bild seiner scheinbar so wohligen und doch auch stets zwischen Ruhe und Unruhe vermittelnden Landschaft.

Daher kommt mir Schillers Arnold Anderhalden nicht ganz obwaldnerisch vor. Nicht als ob ein gereizter Obwaldner Jüngling nicht wild werden und mit dem Stocke dreinfahren könnte. Ach, was vollbrachten in meinen Kinderjahren nur schon die Nachtbuben, was Dorf gegen Dorf und Bergler gegen Talböddler an Stücklein! Aber der Fall Arnold Anderhalden bei Schiller mit diesem jähen Aufflammen, ewigen Zürnen, Jammern und Pathos ist so untypisch wie möglich. Mich dünkt, viel eher müßte der feurige Draufgänger Anderhalden bei Tschudi — der Schillersche paßt überhaupt nicht in die Urtschweiz — ein Schwyzler, dafür der duldende, entsagende, schlaue und am rechten Zipfel dann doch rauh genug zugreifende Werner Stauffacher ein Obwaldner sein. Wer weiß übrigens, was die Tradition an diesem Arnold verbrochen hat! Bezeichnend

ist, daß sie den heftigen Knaben nicht von Sachseln oder Sarnen, sondern aus dem elementarern, einseitigern Melchtal nahm.

Vielleicht komme ich damit in den Geruch der historischen oder gar patriotischen Kezerei. Ob aber auch der psychologischen Unwahrheit?

Nikolaus von der Flüe,
der Obwaldner.

Nun habe ich den Boden gewonnen, in den das schönste Gewächs der Urschweiz gehört, nein, aus dem es naturgemäß entsproßte wie ein großer, stiller, geheimnisvoller Baum, langsam und mit innern Widerständen wachsend, ohne Geräusch, ohne Prunk, und doch, auf einmal ist es der schönste, der größte Baum im Schweizerbann und der einzige, der wie eine rechte Wettertanne Blitz und Donner im gefährlichen Augenblick auffängt und den ganzen vaterländischen Wald rettet. Obwaldnerholz durch und durch und Obwaldnerstil, wächst er vermöge des Heiligen und Genialen, das an keine Scholle gebunden ist, ins Ueberkantonale, Ueber-

schweizerische, grandios Menschliche und Ewige hinaus. Er ist der nordische Franz von Assisi, der Poverello der Schweiz, freilich schwerblütiger, dunkler, verwickelter, gotisch in seinen Unterwaldnertannen gegenüber dem romanisch hellen Umbrier unter seinen Oliven und süßen Kastanien. Aber im Grunde ist es Geist vom gleichen Geist.

Die traditionellen Daten sind rasch gegeben: am 21. März 1417 am Sachflenberg geboren, ein Bauernsohn und Bauersmann, der nicht lesen noch schreiben, aber umso großartiger denken kann, im alten Zürichkrieg 1443/44 und im Thurgauer Feldzug 1460 wacker mitkämpfend, verheiratet, Vater von fünf Söhnen und Töchtern, Landrat und Richter durch mehrere Amtsperioden, dann 1467 die Familie verlassend, um endlich noch zwanzig Jahre seinem innersten Berufe eines einsamen Mystikers und praktischen Religionsphilosophen sich ganz zu ergeben, 1481 Retter der Schweiz vor Bürgerkrieg und Selbstmord, sonst noch viel ins Deffent-



Nikolaus von der Flüe im Gebet. Nach einem Stich aus dem Anfang des 17. Jahrh. von Charles van Boeckel (16./17. Jahrh.), aus J. Le Clerc, Mon. sanct. philos.

liche sorgend, mehr, als wir aus den fargen Papiereu wissen, einflußreicher, als wir ahnen, von einer Erleuchtung im Raten und das Richtige Treffen, wie man sie nur fern vom Trödel gewinnt, doch all das mehr gelegentlich, in der Hauptsache Aug und Seele ins Unmaterielle und Unvergängliche gestellt, am 21. März 1487 wie ein Heiliger und Held gestorben. Wie alle großen Weisen, ein Sokrates, ein Franz von Assisi und, um das Höchste zu nennen, wie Christus, hinterließ er nichts Geschriebenes. Auch sehr wenige Worte sind unumstößlich überliefert. Aber selbst diese Brosamen genügen, um zu merken, wie reich seine Seele, ihr Leben und ihr Werk und wie arm und nackt dagegen das unsere ist.

Es liegt zu weit ab, hier auf die Einzelheiten seines Lebens, das Historische, das Glaubliche und das Legendenhafte einzugehen oder gar eines vom andern zu scheiden. Tue kein Eidgenosse, der nicht an den vollen mystischen Blütenstrauch dieses Lebens glaubt, dem zuversichtlichern Bruder durch Tadel und Wegzupfen weh, noch umgekehrt! Sind die Zeichen und Gesichter des Bruderklus zumeist lange nach seinem Tode aufnotiert, so lassen doch so nüchterne Augenzeugen wie der Bonstetten, so ehrliche wie der Hans von Waldheim und so schlicht offizielle wie das Sachslcr Kirchenbuch allerlei Erstaunliches vermuten. Das Visionäre und Lehrhafte klingt noch aus dem spätern Bericht so wunderbar naiv, einfach und von hellseherischer Anschaulichkeit, daß es aus dem übrigen biographischen Text geradezu herausfällt, so vom Autor nicht erfunden sein kann, vielmehr nach dem herben und doch so süßen Geruch der — objektiven oder subjektiven — Tatsachen duftet.

Uebrigens hier dem Bruderklus etwas mehr zugeben oder wegnehmen dünkt mich weit belangloser als das, daß die Tradition oder besser die erbauliche Literatur und Kunst schon rasch vom Grabe weg den seligen Mann seiner Rasse und seinem Boden etwas entfremdet und nach und nach in eine beinahe hausbackene, fromme, allerweltsgültige Schablone gebracht hat. In Sachseln selbst, auf seiner Erde, und gar im Ranft, seiner Einsiedelei, wirkt freilich noch heute sein Schatten zu

stark, als daß man ihm mit süßlicher oder schablonenhafter Andacht nahe träte. Sein rauher Rock, sein Stecken, seine Zelle, seine alten Bilder und vor allem sein wohlerhaltenes Gerippe ist dort täglich zu sehen. Es ist ein schönes, starkes, großartiges Skelett, mit dem festen Wirbel, den starken Bauern- und Beterarmen und der geraden, überhohen Gestalt. An Hand solcher Zeugnisse ist die lebendige Ueberlieferung gesunder geblieben als die bleiche Feder- und Pinselkunst und weiß von großer Gesundheit, Kraft und Frohmut des Helden, während die Schriftsteller immer süßer und die Bildnisse immer zahmer und unwahrer werden. Der kindlich weiche Maler von Deschwanden hat dann mit seinem unheimlich fruchtbaren Pinsel das heutige, vielfach zuckerige, unbäuerliche, unobwaldnerische Bruderklusenbild, wie es nun leibt und lebt, verschuldet*), und es ist schwer, ein ganzes, darin erwachsenes Volk zu einer ältern Kopie des Originals zurückzuführen. Selbst neueste Künstler, die Eigenes und Würdiges bieten, haben sich im tiefsten Grunde noch immer nicht ganz von der Deschwandenschen Linie befreien können.

Die Bauern vom Sachslcrberg sind ein starkknochiges und breitschultriges Geschlecht, mit länglichem Gesicht, breiten Wangen, einer geraden, nicht sehr hohen Stirne, einer langen, schönen Nase, einem auffallend wohlgeformten Mund, tragen gern helles, sich krausendes Haar und Bart, und unter starken Wölbungen schauen Augen von einem frischen, aber milden grauen und braunen Glanze hervor. Sie haben große Hände und Füße, aber bei aller Breitspurigkeit einen unsäglich leichten und ergiebigen Schritt, schier wie Gamsen. Ich erinnere mich noch gut an eine ganze Reihe von Trägern des von Flüe-Namens, die alle fast durchs Band diesem Modell entsprachen. Nun habe ich auf alten Medaillen das Bruderklusengesicht noch ziemlich so in die Länge und Breite und Festigkeit gezogen gesehen. Die alten Berichte reden alle von abgezehrt und knochig, aber nicht von schmal und dünn. Ein Asket kann mager und doch

*) Wobei ich keineswegs behauptete, daß die eine oder andere Darstellung nicht auch Charakter besitzt; aber ich meine den Deschwandenschen Bruderklusen-Typ.

breit und wuchtig sein. Und so gehabte sich gewiß Nikolaus von der Flüe. Sein Schritt war groß und stramm, sein Griff derb, seine Stimme — alle Zeugen rühmen sie — ein tiefer, mächtiger Baß, eine jener weittragenden sonoren Jodelstimmen, die man noch heute vom Sachlerberg herunterherrschen hört. Wäre er der fadenscheinige Mann gewesen, wie ihn die Moderne so gerne malt, dann wäre er nicht die rauhe Wegstunde vom Ranft nach Sachseln jeden Sonntag, auch im Dezemberschnee und Märzesturm barfuß und barhaupt auf- und abgeschritten, hätte nicht zwanzig Jahre in einer ungeheizten, schlecht verbretterten, sonnenlosen Zelle ohne Schuh und Strumpf und ohne jeden Katarrh verbracht, nicht die schwere Welt-sorge ringsum, die ihn nie freigab, und noch weniger die schwere Einsamkeit so fröhlich bewältigt, und er wäre nicht ein gesunder Siebziger geworden. Es verhält sich eben mit seinem modernen Bilde wie mit dem des Franz von Assisi und dem Christusgesicht, für die unsere neura-thetische Kultur auch nur einen kranken Aus-druck findet. Aber beim Himmel, was hat-ten diese eigenmächtigen Riesen, diese Zeit- und Weltbeweger für Muskeln und vor allem was für Nerven!

(Schluß folgt).

Dies ist Nicolaus / der in dem Wald/
Untruncken und Ungessen/
Allein bey zwanzig Jahren bald
Einsidlerisch geseffen.
Die Berg und Felsen im Schweizerland/
Die haben ghort sein Klagen/



Nikolaus von der Flüe.

Holzchnitt aus dem 17. Jahrh. (aus „Dr. Clausens Leben u. Wandel“ von Petrus Hugo S. I., Luzern 1705).

Im Dienst.

Nachdruck verboten.

Drei Bilder von Paul Lang, Zürich.

Der Gruß.

Sie schreiten aneinander vorbei. Der Führer und der Gemeine. Der Leutnant und der Füsilier. Ein Ruß in jedem der Leiber. Die Hand fährt straff ans Käppi. Stahlharte Augen bliken sich an.

Schon sind sie aneinander vorbei. Ueber sie schlägt die Menschenwoge zusammen, nivellierend, beruhigend. Lässig ist ihr Gang wieder, lässig ihre Haltung. Wie andere gehen sie.

Aber in dem einen Moment haben sie sich als Männer erkannt.

Was heißt Salutieren? Es heißt: Wir zwei kennen uns; wir sind von der Gilde, die, wenn's nötig ist, in einen Ruß die ganze geistige und körperliche Kraft pressen kann. Auf uns kann man sich verlassen. Denn Herr sind wir über uns selbst. In der

Gewalt haben wir Nerven und Muskeln, allerorten und jederzeit.

Des sei uns der Gruß Symbol. So, wie wir jezt uns aufraffen, mitten aus dem Gespräch, mitten aus Schlendern und Bummeln, vom Arme der Freundin hinweg, aus einer Diskussion, einer Ueberlegung, einem Wiß heraus, ob fröhlich, ob traurig, ob frisch, ob müde — so sind wir stets bereit zu Kampf und Tod.

Von der Gilde sind wir, die gerüstet ist.

Von den Menschen, die ganz sich im Zaum haben. Des ist uns der Gruß Symbol.

Was unterscheidet den Soldaten vom Bürger? Die Möglichkeit, seine Kräfte, die letzten Fähigkeiten seines Körpers und Kopfes — blitzschnell zu sammeln und zu